

Evangelisches Wochenblatt

1715 Postverzeichn. Dreißigster Jahrgang. — Preis pro Quartal 50 4. Inf.-Gebühr pro Spaltige Zeile 20 4. Auflage 4800 *

N. 8.

Neunkirchen, M.-P.
Erier, den 21. Februar

1886.

Ich betäube meinen Leib und zähme ihn, daß ich nicht andern predige und selbst werflich werde.

1. Cor. 9, 27.

Der Apostel Paulus hat die Corinthier an die ihnen wohlbekannten griechischen Festspiele erinnert und namentlich an den gewaltigen Eifer, der die Wettkämpfer dabei besetzt, wie sie nicht bloß bei dem Spiele selbst alle Kräfte des Körpers daran setzen, sondern sich auch die Mühe nicht verdrängen lassen, Monate oder gar Jahre lang ihren Körper durch Fasten und Entbehren zuzurüsten, damit er möglichst geschmeidig, gewandt und leicht zur Ausübung dieser Spiele sei. Und der Lohn von dem allen? — ein geringer, vergänglichlicher Kranz.

Uns Christen winkt dagegen eine ewige, über alle Maßen herrliche, unvergängliche, unermessliche Krone, und doch wie träge, wie lahm, wie lau ist unser Christenlauf! Wenn man oft sieht, wie viele, um Kunstfertigkeit im Handhaben musikalischer Instrumente zu erlangen, Jahre lang Tage und Nächte daran setzen, oder wenn man sieht, wie sie, um ein gewinnreiches Geschäft zu erlangen, alle Leibes- und Seelenkräfte in die äußerste Spannung setzen, keinen Spott und keine Zurückhaltung, kein augenblickliches Fehlschlagen, kurz nichts achten, was sich ihnen hemmend in den Weg legt, dann muß man darin in der That eine schwere Anklage gegen die Art und Weise erkennen, wie wir Christen nach dem himmlischen Kleinod trachten. Denn da geht es durchaus nach dem Sprichwort: kommst du heute nicht, dann kommst du morgen. Da sind wir so zärtlich gegen uns selbst, so rasch im Verlaß auf die zudeckende Gnade, so milde in der Auslegung unserer Pflichten, so rücksichtsvoll auf unsern Körper, ach ja, da wäre viel zu sagen und zu klagen. Der Apostel warnt auf das ernsteste davor und sagt: ich laufe nicht anß ungewisse und thue keine Lustfrische, sondern ich weiß ganz genau, was ich will, ich antiere und hantiere nicht ins Blaue hinein, sondern weiß recht gut, wo mein Hauptfeind sitzt, nämlich in mir selbst; darum steht es mir täglich als ein Schreckbild vor der Seele, daß ich nicht andern predige und selbst verwerflich werde, darum bleibe ich im täglichen Kampfen und Ringen, wache und arbeite vor allem an mir selber, ich betäube meinen Leib und zähme ihn.

Was der Apostel unter diesen letzten Worten versteht, möchte nicht leicht in zwei Worten auszudrücken

sein; aber das ist jedenfalls klar, daß derjenige kein Recht hat, diese Worte des Apostels nachzusprechen, der sein Amts- oder Privatleben nach der Melodie abspielt: „Schöne deiner selbst, das widerfähre dir nur nicht“, ebenjowenig der, welcher thut, als wäre die Gesundheit das edelste Gut in der Welt, und als hätten wir keine höhere Verpflichtung, als unsern hochwertigen Leib möglichst lange und sorgfältig zu konservern; ebenjowenig derjenige, welcher den Grund aller Besterheit und Bosheit seiner Vornen, den Ausbruch seines Zornes, die Leidenschaftlichkeit seiner Begierden u. all. dgl. nicht jowohl in seinem grundverdorbenen Herzen sieht, als allein „in den Nerven“. Ach wie über die Nerven! mit denen wird heutzutage rein alles entschuldigt. Ein Gewissen haben manche gar nicht mehr, nur Nerven. Solchen allen würde der Apostel sagen: schont eure frommen Worte, sie sind in den Wind geredet, ihr geht selber darüber verloren; es ist zwar nicht richtig, wenn man sagt: „die Sündlichkeit des Menschen beruht in seiner Sinnlichkeit, der Körper ist der Sitz des Bösen,“ sondern aus dem innersten Innern des Menschen, aus dem Geiste kommt die Sünde, Selbstsucht ist ihre Wäute, Hochmut ist die erste und die letzte Sünde des Menschen. Aber allerdings muß und sollst du es erkennen, daß die Sünde sich aus dem Leib ein gar bequemes Wohnhaus und Werkzeug gemacht hat, und darum mußst du, falls du in den Kampf wider deine alte böse Natur treten willst, hart gegen deinen Leib sein, gleichviel ob er krank oder gesund ist. Denn es gehört wäherlich nur wenig Erfahrung zu der Erkenntnis, daß, jemehr man dem Leibe nachgibt, man um so tiefer in seine Knechtschaft kommt. Und wir dürfen doch nie vergessen, daß der Leib, ein so wesentlicher Teil des Menschen er auch ist, dennoch nur das Werkzeug des Geistes sein soll. Und wenn auch diese Gottesordnung wie alle anderen Gottesordnungen durch die Sünde verderbt und verzerrt ist, also daß jetzt oftmals der Geist unter der Herrschaft des Leibes, die er bei Krankheiten, Schwachheiten und andern Gemüthlichen geltend macht, bitter seufzen und weinen muß, so sollen wir doch wissen, daß der Herr Jesus gekommen ist, um die Werke des Teufels, also auch die verkehrten Ordnungen zu zerstören und die rechten Gottesordnungen wiederherzustellen, ja noch herrlicher darzustellen, als sie anfänglich waren. Darum muß von solcher Herrschaft des Geistes über den Leib auch bei dem Christen etwas zu spüren sein, sonst sieht es bei ihm mit der Herrschaft Christi noch schlecht. Hierzu ist auch der verständige Gebrauch von Speise

und Trank, von Ruhe und Arbeit, Schlafen und Wachen u. dgl. zu rechnen. Man darf da sicherlich nicht vergessen, daß dem Leibe auch seine schuldige Ehre gebühret zu seiner Nothdurft, und daß es nicht wohlgethan ist, „in selbstverwählter Demuth und Geistlichkeit der Engel“ einherzugehen zu wollen, bei der „man des eigenen Leibes nicht verschont“ (Col. 2, 18, 23), und schließlich doch niemandem anders damit dient, als dem Fleische, d. h. dem Hochmuth; aber der Apostel sagt: „ich kann hoch sein und kann niedrig sein, kann Ueberfluth und kann Mangel haben,“ denn er hat den Leib in Zaum und Jügel, er sieht ihn nur an und behandelt ihn als Träger des Geistes, darum läßt er ihm nur so viel zukommen als ihm gut ist, um zu diesem Dienste schicklich und tauglich zu sein.

Wir dürfen es gewiß als eine allgemeine Anklage wider uns heutige Christen aussprechen, daß wir viel zu wenig dem Apostel nachzueifern, der da spricht: ich betäube meinen Leib und zähme ihn. Wir sind fest überzeugt davon, daß so viele Aergernisse, die heute von Christen gegeben werden, so viel Wirkungslosigkeit gläubiger Rede und Predigt und so viel mattes Wesen in gläubigen Kreisen selber gerade daher kommt, daß man seinen Leib nicht betäubt und zähmt, daß man seinen erksüchtigen, auch deutlich wahrnehmbaren Kampf wider seine Natur kämpft, sondern daß man, falls die Welt nur ein wenig christlicher werden will, es wohl leidet, daß das Christentum ein wenig weltlicher wird. Und doch muß jeder, der unsere Zeit versteht, wie in ihr die Gegenläufe immer schroffer und entschiedener werden, zugeben, daß uns nichts so noth thut, als marke, schneidige, edelsteinartige Christen, die Sturm und Wetter aushalten können, nach Belt und Teufel nichts fragen, weil sie durch und durch aus geistlichem Stoffe sind, lebend und webend in dem lebendigen Gott. Zu solchen Gottesmenschen mache uns alle Gottes heilbringende und züchtigende Gnade! Amen.

Die eingemauerte Bibel.

I.

Im Frühling, wenn die lauen Lüfte aus Belschland in die Schweizergegend hineinwehen und den Schnee von Thälern und Matten wegen, dann leidet die junge Purtschen im Kanton Tessin nicht länger in der engen Hütte. Mit den Singvögeln ziehen sie nach Norden in die deutsche Schweiz, um Arbeit und Brot zu suchen. Auch der junge Antonio, ein Maurer seines Zeichens, wie die meisten Tessiner, hing im März 1856 sein Bündel mit wenig Kleidern über die Schulter, steckte Hammer und Kelle in den Gurt und

Ein Sträußel am Hüte, den Stab in der Hand,
Zieht einsam der Wanderer von Land zu Land,

die Gotthardtstraße hinauf und wieder hinab, immer zwischen den himmelhohen Schweizerbergen dahin. An manchem Wanderer war er vorbeigegangen, mit oder ohne ein traulich: „Grüß Gott!“, da begegnete ihm eine Dame, die blieb stehen und fragte ihn freundlich: „Woher des Wegs und wohin?“ und wie er Rede und Antwort gegeben, da zog sie aus ihrem Körblein ein Buch hervor, sauber in schwarzes Leder gebunden, reichte es ihm und bat: „Das nehmt doch mit, es drückt euch nicht, und lest es fleißig auf der Wanderschaft; der Weg zum Leben ist darin verzeichnet.“ Halb wider Willen nahm ers an; hat doch der Priester daheim so ernstlich

vor den Büchern der Reher, den Seelenverderbern, gewarnt, und vor der Bibel zumeist. Ein fremdbüchiger Dank will drum nicht über die Lippen, und wie er es saß, da gehts ihm durch den Sinn: „J, loswerden kann ichs ja überall“; so wanderte er weiter, bis nach Glarus, im Herzen der Schweiz; da fand er Landsteute und Arbeit.

Ein großes Haus war zu bauen, und lustig ging die Arbeit voran, obgleich manches gottlose Wort von den rohen Gesellen dabei geredet wurde. Antonio war der frechsten einer; ungelassen lag seine Bibel noch immer im Bündel; aber wunderbar, auch im Sinn lag sie ihm fast beständig; wie oft hat er gedacht: „War ich sie doch los!“ und doch brachte ers nicht fertig, sie wegzuwerten. Eines Tages, die Mauern des Hauses waren schon beinahe vollendet, bemerkte er in einem Strebepfeiler, den er eben auführte, eine Lücke, die noch ausgefüllt werden mußte. Da schießt ihm ein Gedanke durch den Kopf: „Du“, sagt er zu seinem Genossen, „in dem Loch müßte die Bibel gut vermauert sein!“ Alle, die es hören, bebudeln den Einfall, Antonio springt vom Gerüst herunter, holt aus der Bauhütte das Buch, und wie er wieder oben ist, da schwingt er den Hammer, preßt mit drei kräftigen Schlägen die Bibel in die Lücke und schreit: „Nun will ich sehen, wie der Satan sie da wieder heraus kriegt!“

Etliche Wochen darauf zog Antonio heim; der Bentel war leicht; der Verdienst war fast ganz im Wirtshaus geblieben.

II.

Fast fünf Jahre später, am 10. Mai 1861, hörten die Einwohner von Glarus fern auf den Bergen ein unheimliches Tosen; aus dem Lindthale, an dessen Ausgang das Städtchen liegt, drang wildes Brausen und Rauschen. Die Leute wußten, was das zu bedeuten hatte; der Föhn, der gewaltige Sturmwind aus Süden, der 10- oder 12mal im Jahre die Schweiz heimsucht, war im Anzug. Die Läden wurden geschlossen, das Herdfeuer gelöscht, jeder hielt sich im Hause; sonst fürchtete man sich nicht sonderlich; war doch erst gestern auf der Landsgemeinde, der Verklammerung aller Bürger, trotz heftiger Widerrede der Feuerungsjüchtigen, beschlossen, daß nach wie vor die Polizei darüber wachen solle, daß in allen Häusern jene Vorichtsmahregeln beobachtet würden. Aber schrecklich wüet diesmal der Sturm, und gegen Abend wird er stärker, als die ältesten Leute es jemals erlebt haben. Da, um 10 Uhr, als schon die meisten zur Ruhe gegangen, ertönt Feuerlärm. In einem Stall bricht die Flamme durchs Dach, und so schnell auch die Feuerwehr herbeieilt, so angestrengt alle arbeiten, schon haben die vom Wind geschleuderten Brände an drei, vier Orten geündet. Die Häuser zur Seite werden mit Mühe gerettet; auf dem Wege des Sturms, von Süden nach Norden, ist kein Einhalten möglich. Von den umliegenden Dörfern eilen Helfer herbei, aber es sind ihrer zu wenig; und die nahegelegenen Städte, durch hohe Berge getrennt, sehen den Feuerchein nicht, der Ton der Sturmglode verhallt im Brausen des Föhns. Wohl hält der Telegraphenbeamte treu auf seinem Posten aus, den schon die Flammen umjängeln, und meldet das Unglück nach allen Seiten; aber nirgends wird der Ruf des Telegraphen vernommen; Alles liegt in tiefem Schlaf. Endlich — aus Rapperschwil kommt Antwort, wo der Post-

halter noch zu ungewohnter Stunde bei der Arbeit sitzt. Der schlägt Lärm im Erte, die Spritzen werden hervorgezogen, zur Eisenbahn gebracht und auf einem Extrazuge eilen sie zur Unglücksstätte. Als der Tag graut, treffen sie ein; auch anderwärts her naht Hülfe; der Sturm läßt nach, dem Feuer wird Einhalt gehalten, allmählich sinkt die Glut in sich zusammen. — Welch eine Verwüstung! 190 Gebäude, darunter mehr als 300 Wohnungen, lagen in Asche; von all den schönen neuen Häusern der wohlhabenden Bürger waren nur die schwarzen Mauern übrig geblieben. Aber dem Unglück folgte die Hülfe auf dem Fuße. Aus allen Städten der Schweiz stießen Gaben an Geld und Lebensmitteln, an Betten und Kleidung zusammen. Den Sommer über wurde der Schutt bei Seite geräumt, und im nächsten Frühjahr kamen mit den Schwalben zugleich von allen Seiten die Steinmetzen und Maurer herbei, um auf der Brandstätte ein neues Glarus aufzuführen.

Auch aus den südl. Thälern der Alpen, die schon in die Lombardi hineinreichen, machte sich ein Trupp Maurergesellen auf den Weg. Im Mittag hielten sie Rast, und nach dem lärglichen Mahle vertrieb sich jeder nach seinem Gutdünken die Zeit; der träge schlief, der lustige tanzte zum Klang des Dudelsacks, und der gottlose lachte den ersten jungen Gesellen aus, der sein Testament aus der Tasche gezogen und versucht hatte, den Gefährten das Brot des Lebens anzuteilen. Nur der 50jährige GIOVANNI (zu deutsch Johannes) lauschte dem Vorleser; es war nicht das erste Mal, daß er diese Worte vernahm; auf einer früheren Wanderung war auch ihm ein solches Buch geschenkt worden; er hatte die und da darin gelesen und es in die Heimat mitgenommen; aber dort hatte der Priester davon Kunde erhalten und mit List und Drohungen ihn bestimmt, den Schatz herauszugeben. Damals achtete Johannes seiner nicht; aber manches Wort war wie im Widerhaken in seiner Seele haften geblieben, und jetzt, wo er es wieder hörte, begann er die Kraft des Evangeliums zu empfinden. Je länger er mit dem Bibelleser zusammen wanderte, desto schmerzlicher ward seine Reue, ein solches Gut verachtet zu haben, desto fester sein Vorsatz, es um seinen Preis wieder fahren zu lassen, wenn es ihm aufs neue geschenkt würde.

In Glarus angekommen, fanden die Reisegesährten schnell die gewöhnliche Arbeit bei den neuen Bauten. Johannes übernahm als Ebergeselle mit einigen Handwerkgesellen die Herstellung eines Hauses, dessen Mauern auch noch in ihrem Verfall bengneten, daß sie zu einem stattlichen neuen Gebäude gehört hatten. „Selbst nur“, sagte er zu den Gefährten, indem er daran gieng, die obere vertakte Steinschicht zu entfernen, „wie seit das Gefüge noch ist, da ist ja kaum ein Stein von der Stelle gemichen.“ So gieng er die Mauer entlang, fährte bald hier bald dort mit der Hacke einen Schlag, um zu prüfen, ob nirgends ein Riß entstanden sei. „Aber was ist das, hier klingts ja hoch!“ — Noch ein Schlag, da kürzt ein Haufen Steine herunter, und mit ihnen kam ein Buch zum Vorschein. „Was ist das? Ein Buch! Wie kommt das dahin?“ So klingts wie aus einem Munde. Sie untersuchen die Mauer, ob etwa darinnen eine Nische gewesen; aber nein, hier steht man ja deutlich die Vade im Gefüge, wo das Buch zur Hälfte zwischen die Steine paßt, dazu auf dem Deckel die Spur von Hammerschlägen, es ist kein Zweifel, das Buch ist absichtlich eingemauert. Allmählich erhobte

sich Johannes von seinem Erkennen; er hob das Wunderbuch auf; da schlugen die Blätter auseinander, und mit dem ersten Blick liest er die Worte: „Wer iron m isß, der erlanget Günst vom Herrn, aber ein Kuchloser verdammet sich selbst.“ (Epr. 12, 2.) — „Was ist das für ein Buch? Das ist wohl gar — ja eine Bibel! auf dem Titel rechts; Welch ein Glück ist das! Wie habe ich gewünscht, dies Buch zu besitzen. Das hat Gott hier heranzgebracht, und Gott hat mir gegeben; seiner soll mir das wieder abnehmen!“

Wer die Bibel in die Mauer gebracht, das wußte Johannes nicht, und keiner der Gesellen konnte erraten, warum es geschehen. Der gereigte Leser weiß es und merkt auch dies: Feuer und Dampf und Sturmwinde, sie mußten ihres Herrn Wort ausrichten.

(Schluß folgt.)

Kirchlicher Gottesdienst und Kirchenbesuch.

Ueber Rückgang des Kirchenbesuchs oder doch mangelnde Hebung desselben wird seit langen Jahren an vielen Orten getlagt. Wie die Gemeinde allseitig, auch die Herrenleute, auch die Jugend, wieder mehr für die kirchlichen Gottesdienste zu gewinnen ist, das hat auch die Generalhymode letzten Herbst in Berlin vielfach beschäftigt. Worauf dabei besonders die Pfarrer aufmerksam zu machen sind, das ist dort vielfach von berufenen Wächtern und Gliedern der Kirche ausgesprochen worden, denn die Pfarrer sind allerdings hier die ersten Faktoren, und bilden wir in die Zeit des traurigen Rationalismus, so gilt auch hier das Wort: „Wenn die Kunst zu Grunde geht, so sind zunächst die Künstler schuld.“

Aber so lange es mit der Kirchlichkeit in unseren Gemeinden nicht besser wird, so lange darf auch darüber nicht geschwiegen werden, nur daß es mit dem Klagen darüber nicht geschehen ist, noch weniger mit Schelten; auch Strapredigten von der Kanzel helfen hier nicht, denn die, denen sie gelten, hören sie ja nicht; eher muß man den Herrenleuten (auch sogenannten Konfirmanden) und Leitern und Regierenden in Stadt, Staat, Schule und Gewerten, auf die so viele gehen, es in geeigneter Weise immer wieder nahe legen, daß sie durch ihre tatsächliche Gleichgültigkeit gegen den öffentlichen Gottesdienst selbst, wenn auch in negativer Weise und unbewußt, an der Zerstörung auch der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung mitarbeiten helfen, wie es erklärter und bewußter Art die Sozialdemokraten thun, zu denen sie sich doch in so schneidendem Gegensatz wähen, — obwohl wir wissen, daß Kirchentum noch nicht lebendiges Christentum sein muß, wie es auch hier und da ein inneres Christentum giebt, ohne daß es eine eigentliche kirchliche Ausprägung gewonnen hat.

Vor allem wird es ja not thun, recht darauf zu sinnen, besonders seitens der Hirten und Leiter der Gemeinde, wie die Gottesdienste zu heben und allen Lieb zu machen sind, auch denen, die denselben noch gleichgültig gegenüber stehen. Da genügt es freilich noch lange nicht, was jener Pfarrer im hohen Norden sagte: „Ich predige meiner Gemeinde Gottes Wort, das Uebrige geht mich nichts an.“ Zu dem was muß auch das

wie kommen; und es ist ja zu prüfen, ob nicht manches seit lange übliche Geleise etwas ausgefahren ist, und mancher neue Weg zu jaden sei — nicht in einer der glaubenslosen Richtung unserer Zeit sich annähernden Auslegungsweise der Schrift, sondern in der Gestaltung einzelner Seiten des Gottesdienstes. Die Kirchen der sogenannten „liberalen“ Prediger sind ja aller Orten gewöhnlich selbst von ihren eigenen Anhängern schlecht besucht, welche letztere nur recht, wo es auf Agitation ankommt, sich thätig betheilen. Gott Lob, daß hier in unserer Synode ringsum auf allen Kanzeln wirklich Gottes Wort verkündigt wird; es ist nicht überall so. Wir hörten in benachbarten Ländern hier und da in einem evangelischen Gotteshaufe eine Predigt, die eben so gut in einer Synagoge oder vielleicht auch in einer Moschee hätte gehalten werden können. Oder soll man es in der Gemeinde nicht aussprechen, daß es auch solche geistliche Redner in der Kirche Christi gibt? Nicht doch ein Kirchenlied: „Prüfe recht, Zion, prüfe recht den Geist, der dich ruft auf beiden Seiten“ und sollen doch gerade die Glieder der evangelischen Kirche zur Mündigkeit erzogen werden, um sich nicht wiegen und wägen zu lassen von allerlei Wind der Lehre und selbst Grund zu wissen der Hoffnung, die in ihnen ist.

Aber nach Mitteln und Wegen muß doch immer wieder gesucht und gefragt werden, um die lebendigen Glieder fester zu machen und die, die sich noch von der Kirche ferne halten — oft ohne ihre besondere nächste Schuld: es ist vielen in der Jugend die Wahrheit nicht, wie sie sollte, nahe gebracht — für die Kirche zu gewinnen. Gerade unser „Evangelisches Wochenblatt“ ist ein Ort, wo die mannigfachen Stimmen sich darüber hören lassen sollten.

Bereits ist ja seit lange für die Hebung des öffentlichen Gottesdienstes und seine weitere Ausgestaltung mancherlei geschehen. War in früheren Zeiten die Predigt und das freie Wort des Geistlichen zu überwiegend herrschend in unseren Kirchen, und kam die Beteiligung der Gemeinde gar zu wenig zu ihrem Recht, so haben wir jetzt seit lange in unserer Liturgie, dem Altargottesdienste, mit den Responorien der Gemeinde eine wesentliche Bereicherung. Doch auch das genügt noch nicht. In den letzten Jahrzehnten sind liturgische Gottesdienste, besonders an den hohen Festen, überall und auch bei uns üblich geworden und zwar unter vollster Zustimmung und großer Beteiligung der Gemeinden. Da findet sich auch mancher ein, der bisher der Predigt ferne stand, und mit welcher Macht und Innigkeit gerade in dem heiligen Gesange die göttliche Wahrheit an das Herz und in dasselbe tritt, davon haben wir ja wohl alle schon etwas erfahren. Häufiger nur sollten diese Gottesdienste noch werden und sich nicht bloß auf 2 oder 3 im Jahre beschränken.

Aber auch das ist noch nicht genug. Unsere Schuljugend besucht vielfach die Kirche schlecht, oder wird sie einfach hinein kommandiert, so ist sie unruhig und hört und ärgert dadurch ältere Leute. Wir halten es aber doch für sehr bedenklich, wenn man in Schulen der Jugend geradezu sagt: „Befehlen können wir Euch den Besuch des Gottesdienstes nicht.“ Was schadet es, wenn die Jugend, die als eine noch unfreie, doch noch unter dem Geleise gehalten und zu einer festen guten Gewöhnung gebracht werden soll, das dringende Empfehlung als ein Befehlen nimmt! Sie wird sich, wenn sonst die Sache recht behandelt wird, bei dem einfachen

Folgen immer am wohlsten fühlen. Vor Jahren hat man wohl von Regierungswegen den Lehrern befohlen wollen, die Jugend in der Kirche zu überwachen, und da hat es Unzufriedenheit und Widerspruch gegeben. Wir glauben, daß hier ein freundliches Verhältnis zwischen Schule und Kirche, das Zusammengehen des Pfarrers und des Lehrers mehr thun kann, als ein Regierungsbefehl. Weiter kommen wir gewiß, wenn wir wechselseitig auf ein freundliches Entgegenkommen die Verständigung bauen. Im Uebrigen, das ist keine Frage, muß auch in dieser Beziehung der Lehrer durch sein Vorbild wirken, sonst ist sein Wort im Religionsunterricht und bei der Erklärung des 3. Gebotes hinsichtlich und unwirksam. Worte bewegen höchstens, aber Beispiele zwingen. Aber auch die Presbyter müßten immer in gehöriger Anzahl vertreten sein. Schon durch die bloße Anwesenheit der Lehrer wird die Jugend auch im Gottesdienste in gebührender Zucht gehalten werden, und die Presbyter haben ja durch ihr Gelobnis am Altar die Verpflichtung, aber Ordnung und Würde des Gottesdienstes zu wachen. Wird nicht die Jugend zum Besuch der Kirche gewöhnt, die doch die große Brunnenstube geistlichen Lebens sein soll, so verlieren ja die Quellen, welche auch später ihre Wasser dorthin führen, wie auch andererseits dort erst recht wieder geschöpft werden soll.

Aber wie machen wir den öffentlichen Gottesdienst der Jugend lieb? Mit bloßem Stillstehen ist es doch auch nicht gethan, und Kinder vom 11. bis 12. Jahre sollten doch, nachdem die „Sonntagschule“ aus, darauf mit vorbereitet hat, regelmäßig an dem Gottesdienste der Gemeinde teil nehmen. Jedentfalls muß der Forderung der Kirche an die Jugend doch auch eine besondere Berücksichtigung der letzteren seitens der Kirche entsprechen, und da möchten wir einer gewissen aktiven Mitbeteiligung der Jugend auch bei den Hauptgottesdiensten das Wort reden. Warum soll es nicht am Schluß der Altarandacht vor Beginn des Hauptliedes heißen: das folgende Lied wird abwechselnd von der Gemeinde und unserer Jugend gesungen werden, wie es bereits hier und da in unserer Synode geschieht? Lieber mit kurzen Versen, etwa mit 4zeiligen Strophen, eignen sich dazu am besten. Selbstredend ist Lehrer und Schule davon vorher benachrichtigt und hat das Lied besonders geübt. Wir sind überzeugt, daß dadurch bei Gemeinde und Jugend neues Interesse gewekt wird.

Sodann ist in vielen unserer Gemeinden der Gesang ein zu schlepper, einschläfernder geworden. Man nehme nur die Uhr mit dem Sekundenzeiger in die Hand, um das Zeitmaß zu prüfen. Da kann der Organist, wenn auch nur schrittweise, viel thun. Die heillosen zerstreuten Zwischenpiele zwischen den einzelnen Verszeilen sind wir längst los, aber der schleppende Gesang ist meist geblieben, als ob alle Texte und Melodien „Nun laßt uns den Leib begraben“ hießen. Manche Lieder sollten aber notwendig rhythmisch gesungen werden, das würde auch mehr Leben wecken bei Jung und Alt, etwa so, daß bei der Jugend damit der Anfang gemacht wird. Melodien, wie „Seelenbräutigam“, oder „Wachet auf, ruft uns“ eignen sich ganz besonders dazu. Wenn aber ein Lied, wie das schöne „Heiliger Jesu, Heiligensquelle“, das im Saarbrücker Gesangbuche zu Anfang noch eine Silbe mehr hat, als die zuletzt genannte Melodie bei andern noch

ihr gejunghen Liebem, in langen gleichmäßigen halben Noten gejunghen wird, so kann einem Sängem dabei der Aem ausgehen. Rhythmisir werden viele Melodien eine ganz andere Frische und eine ungeahnte Kraft und Wirkung befunden. Warum in diesen Dingen also so ängstlich sein und keinen Versuch wagen? Wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen.

Auch die allgemeinere Verbreitung des „Evangelischen Wochenblatts“ möchte ein Mittel bieten, mandem der Kirche näher zu bringen, weil, wenn es in einer Familie ist, manches Glied derselben, an das sonst dergleichen nach eigener Wahl nicht gelangen würde, doch wohl zu demselben greift und irgend einen belebenden Eindrud empfängt. Es ist auffallend, daß in mandem evangelischen Familie, die sonst von allen, was um sie herum geschieht, Kenntnis nimmt, ein solches Blatt noch nicht einmal dem Namen nach bekannt ist. Da dürfte es sich empfehlen, bei allerlei Bekanntmachungen nach der Predigt, Ankündigungen von Missionsstunden, von Kollekten und dergleichen, auch je und dann die Gemeinde auf diese geistliche Handreichung aufmerksam zu machen und so die Bestellung des Blattes zu empfehlen. Daß sich dann manche Leser mit einem solchen Blatte für ihre geistlichen Bedürfnisse begnügen und darum um so weniger zur Kirche kommen würden, wie auch schon befürchtet worden, will uns nicht in den Sinn.

Es sollte hier nur angeregt werden; möchten auch andere Stimmen sich hören lassen, pro und contra, die Sache kann dadurch nur gewinnen.

X V.

Ueber Leichenverbrennung.

Die Leichenverbrennungsgeburden gehen gegenwärtig wieder stärker um in der Welt. In Berlin sind sie aufgetaucht, aber vom Magistrat abschlägig beschieden worden. Auch aufs Stuttgarter Rathaus haben sie einen Angriff gemacht, wurden aber ebenfalls abgewiesen, zumal erst kürzlich sachverständige Autoritäten, welche zur Unterjuchung des Stuttgarter Bodens berufen wurden, sich aufs bestimmteste dahin aussprachen, daß die Stuttgarter Friedhöfe in gesundheitlicher Hinsicht absolut unschädlich seien. Bekanntlich besitzt Gotha den Ruhm, den einzigen Leichenofen Deutschlands zu haben, und von Zeit zu Zeit erlebt mans auch, daß jemand sich dort verbrennen läßt. Wie es dabei zugeht, schildert ein Augenzeuge in anschaulicher Weise folgendermaßen: Wir werden in ein prächtiges Gebäude geführt und treten in einen großen Saal ein. In der Mitte desselben erhebt sich ein schwarzbedecktes Leicengerüst. Die Leidtragenden samt einem Prediger, falls sich nämlich einer dazu finden läßt, versammeln sich, das Tuch wird von dem Gerüst abgehoben, der Sarg darauf gestellt, hernach alles wieder zudeckt. Der Prediger hält eine Rede, die Thränen fließen. Da mit einem Mal senkt sich das Tuch auf dem Trauergerüst. Der Sarg darunter ist verschwunden. Das Gerüst, auf dem er stand, war durch eine Maschinerie zurückgetreten, und auf eisernen Schienen rollte er hinab in den eisernen Ofen. Sobald er sich in demselben befindet, wird eine eiserne Thüre vorgelassen. Nun tritt das Feuer in seine Rechte; Blutströme, durch eine Unmasse Brennmaterial erzeugt, werden in den Ofen hineingeleitet. An der eisernen Thüre des Ofens ist eine Öffnung angebracht, welche uns Einblick in das grauenvolle Innere gewährt. Wir sehen hinein zum Sarg. Derselbe ist

rash von der außerordentlichen Glut verbrannt; die Leiche liegt bloß vor uns da. Aber es ist, als öffnete sie die Augen und wollte sie fürchterlich umher; die Hände, die Finger fangen an zu zucken, alle Glieder kommen in eine zitternde Bewegung. Der Publikum ist kaum zu ertragen. Das ist die Macht des Feuers, die auch am toten Körper solche Wirkungen hervorbringt! Während oben die Leidtragenden ein angenehmes Jergehen im Feuer sich denken, spielt sich unten das furchtbare Schauspiel ab. Endlich nach drei Stunden ist alles zu Asche geworden, Sarg, Kleider und Mensch. Mit einem Beien wird die Asche zusammengekehrt, dieselbe dann in eine blecherne Büchse gethan und die Büchse hinaufgebracht zu den andern Büchsen, die bereits dort wie in einer Apotheke aufgereiht stehen. Und das soll pietätvoll, poetisch, rührend und wer weiß noch was alles sein? Gott behüte uns davor! Nein, wir halten es mit unsern Gräbern und den Kreuzen darauf. Hier weht uns die Luft des Friedens und der Auferstehung an.

Dem Leib ein Räumllein gönnt bei sonnamer Ehrten Grab,
Auf daß er seine Ruh an ihrer Seite hab.

Guter Rat für Eheleute.

Der alte Pfarzer *Plattich* im Württembergischen war, als seine Gutsheerrschafft Hochzeit hatte, auch eingeladen. Da nun die Gäste sich wohl vergnügt hatten, wurden nach der Sitte des Landes dem jungen Hochzeitspaare die Haus- und Hochzeitsgeschenke gebracht, viel Silberzeug und andere köstliche Waren. Da das der alte *Plattich* sah, ging er zu dem Hochzeitspaare und sagte: „Ich habe auch mit gegessen und getrunken; nun zient es sich wohl, daß ich auch meiner lieben Gutsheerrschafft ein Hochzeitsgeschenk brächte. Aber Geld, das wissen Sie, hat der alte *Plattich* nicht (die Gutsheerrschafft wußte wohl, daß alles, was er nur irgend erübrigen konnte, den Armen und Kranken gehörte), köstliche Sachen auch nicht. Dennoch will ich Ihnen ein Hausgeschenk geben, das, wenn Sie es wohl in acht nehmen und halten, Ihnen von gutem Nutzen sein wird. Sehen Sie, Sie haben sich heute recht lieb und waren recht vergnügt mit einander. Da merken Sie das: Jeder Mensch hat einmal seinen guten, gelegentlich auch einmal seinen garstigen Tag. Kommt Ihnen nun einmal in der Ehe ein Tag, wo es mit der Liebe und dem Vergnügen mit einander nicht recht fort will, so denken Sie nur: Entweder habe ich, oder es hat meine Frau heute ihren garstigen Tag. Laßt es aber gehen, es wird schon wieder der gute Tag kommen.“

Die junge Gutsheerrschafft lachte; aber siehe, auf dem Hausgeschenk des ehrlichen, guten Mannes ruhte ein eigener Segen. So oft dem jungen Ehepaar in seiner Ehe, wie es nun eben zuweilen geht, eine verdrießliche Laune zutrieb, fing gewöhnlich der eine Satte an: „Entweder habe ich, oder du hast heute deinen garstigen Tag. Lassen wir es gehen, es wird schon auch wieder der gute Tag kommen“ — und beide mußten lachen und sich die Hand wieder freundschaftlich reichen. Noch in später Zeit, da der alte *Plattich* schon längst begraben und ihr eigenes Haar schon grau geworden war, dachten sie dankbar an das liebe Hausgeschenk.

Gottes und der Menschen Werke.

Unter dem Vergrößerungsglas erscheint die Schneide des scharfsten Rasiermessers von der Stärke eines Messer-

rückens, rauh, uneben, voll von Rissen und Scharten. Die allerfeinste Nadel sieht vergrößert wie eine rissige Eisenstange aus. Aber der Stachel einer Biene zeigt sich, mikroskopisch betrachtet, von vollkommenem Glanze, ohne Flecken oder Unebenheit und endigt in einer nicht mehr erkennbaren Spitze. Die Fäden des feinsten Gewebes stellen sich fläcker dar, als die Stride, welche zu Ankerlauen zusammengedreht sind; aber des Seidenwurms Gespinnst ist glatt, glänzend und von ebenmäßigster Stärke. Der kleinste Punkt, den man mit der spitzesten Feder machen kann, bildet einen unregelmäßigen, argen Fleck; während die Pünktchen auf den Flügeln der Insekten nicht nur völlig regelmäßig sind, sondern auch oft so zierliche Muster zusammensetzen, daß sie die Bewunderung und das Staunen der Gelehrten erregen. — „Herr, wie sind Deine Werke so groß! Deine Gebanten sind so sehr tief!“ „Wunderbarlich sind Deine Werke, und das erkennet meine Seele wohl.“ Aber „ein Thörichter glaubt das nicht und ein Narr achtet solches nicht“.

Saus- und Heilmittel.

(Aus der Mappe eines Praktikers.)

9. Ausliegen der Kranken.

Um daselbe zu verhindern, wasche man täglich den Rücken des Kranken mit Spiritus, Franzbranntwein, oder Arnikatinktur. Man stelle ein breites Gefäß mit frischem Wasser unter das Bett und erneure das Wasser täglich. Es wird ferner geraten, dem Kranken ein Nehfell mit langen Haaren, vom Kürschner zubereitet, so unterzulegen, daß das Hinterteil des Bettes nach dem Kopf des Kranken sieht, die Haare also bergan stehen. Darüber wird eine Serviette oder ein Leintuch glatt ausgebreitet, und an der Stelle, wo das Kreuz zu liegen kommt, mit Hirsch- oder Hammelstaig bestrichen. Daraus legt sich der Kranke mit bloßen Rücken. (Sander.) Oder: Man fülle ein Rissen mit Hirsenpreu, ungefähr 2 Centim. dick, und lege es unter die leidende Stelle. Nützlich ist, zwei Rissen von Wehsefen bereit zu halten. (Sachbuch.) Schmerzhaft Stellen bestreiche man mit kaltem Wasser, unter das man Eiweiß gerührt hat. Zeigt sich die Haut an einer Stelle bereits dunkel gefärbt, blau, so lege man unter den Kranken ein ringförmiges Lufftissen oder ein zu gleicher Form zusammengerolltes Leintuch, und zwar so, daß die gefärbte Stelle hohl zu liegen kommt. Ist die oberste Hautschicht bereits brandig zerstört, so reinige man die Wunde mit warmem Kamillenthee und bestreiche sie mit der in der Apotheke vorräthigen „Salbe gegen das Ausliegen“ (aus Blei und Tannin bestehend). (Dr. Joh. Ruff.) Auch kann man die Brandstellen mit einer starken Abkochung von Weidenrinde waschen.

Aus nah und fern.

1. — Wie im Sommer nicht selten ein dumpfer Donner durch die gemitterschwüle Luft dahinstrollt und das Ausliegen eines kranken Betters anblinzelt, so treten in unserer europäischen Gesellschaft immer wieder mancherlei Anzeichen hervor, wie schon und gespannt die Luft ist, die sie atmet, wie unterwirbt der Boden, auf dem sie sich bewegt, wie unablässig die **revolutionären** Kräfte, die sie in ihrem Schoße birgt, ihre Maulwerkarbeit thun, um den Boden vollends zu lockern und zum Einsturz zu bringen. So in Paris. In zahlreichen anarchischen Versammlungen wird Mord und Brand als das Universalheilmittel gepredigt und der „Bourgeois“, den Befehlenden, der Untergang durch das „Proletariat“ geschworen.

Ein halbverrücktes Frauennimmer, die „bitte Louise“ genannt, ist besonders groß darin, ihren wuschlaubenden und blutriesenden Redebüßlingen immer anzujammern, sie wird in diesen Kreisen als eine Art Nationalheldin gefeiert. In der Deputirtenkammer ist der Mord von Desayville als bedeutende Selbstthätigkeit gefeiert, gemessenwähen verächtlich worden. Den staatlichen Gewalten aber scheint die Schandthat ganz abhandeln gekommen zu sein, es fehlt ihnen an Mut, ihre Schuldigkeit zu thun und energisch einzuschreiten. Es ist als ob die baldige Wiederkehr des Revolutionsjahres 89 ihre Schalten schon vor sich herwürfe. Und darselbe dumpfe Grollen des Donners ist in den verflochtenen Wäde auch aus London herübergeschallt. Ein panischer Schreden ist über die Nierenabdt gekommen, dergleichen sie lange nicht erlebt hat, und während die Engländer sonst so stolz im Gefühle ihrer Sicherheit und ihrer freien staatlichen Einrichtungen auf das Festland herabsehen, haben sie mit Schrecken wahrzunehmen müssen, wie dieselben zerstörenden Mächte auch bei ihnen im Stillen weiter wirken. Angekündet durch einige sozialistische Führer, rotteten sich laufende von Anarchisten zusammen, wälzten sich, ohne Widerstand zu finden, durch die Straßen, warfen die Fenster ein, plündern zahlreiche Wäden und raubten barlosle Spaziergänger auf offener Straße aus. Die Polizei war gänzlich überfordert und schritt erst nachträglich zu Verhaftungen. Gerichte von weitemem Jang durchschritten die Luft, und erst langsam gelang es den Vondnern, sich wieder einigermaßen zu beruhigen. Ähnliche Ausbrüche haben sich auch in anderen englischen Städten wiederholt. Es sind eben in diesen Nierenstädten laufende von Arbeitern unter dem Druck der allgemeinen gewerblichen Stoduna brotlos und hungriq, ohne den Haß des Glaubens, mit dem Blick auf eine unsichere und unvorhersehbare Zukunft — wie sollten sie da nicht eine leichte Beute der Verführer werden? Und dieser Sozialismus ist nicht etwa nur auf einzelne Länder oder Großstädte beschränkt, sondern eine internationale Verbreiterung, die ihren Einfluß überallhin in die Arbeiterkreise verbreitet. Es fehlt utrogeno an verwandten Seelen, die auf ähnliches sinuen, auch im Schoße unserer Gesellschaft zeit und Verbedecktheit heran, das die Zustuhäuer und Gefährnisse bewirkt, das mit aller stillen, geschweige denn heftigen Wahrheit gedrohen hat und das die Lehren des „Atheismus im Philosophiemanuel“, die als neue Weisheit gepredigt worden, in seiner Art ins praktische überlegt. Dem gegenüber läßt sich erst die legendäre Sozialreform, wie sie unser Kaiser und Kaiser als Schot des Christenthums proklamirt haben und energisch durchführen, in ihrer vollen Tragweite erkennen. Sie ist nicht der Durchdringung unseres Volkslebens mit christlichen Lebenskräften das rechte Vorbeugungsmittel gegen die soziale Revolution mit ihren Gruceln. Daneben geht aber auch die gebotene Abwehr, und der Widerstand hat dem Wehstake darum die Verlangernng des Sozialengesetzes auf mehrere fünf Jahre vorgeschlagen. Die streifungige Partei hat sich in ihren Wählern bereits dagegen erklärt, das Centrum scheint noch keine bestimmte Stellung dazu genommen zu haben.

Die **Volensfrage** ist seit den Verhandlungen darüber in untern Parlamenten noch im vollen Fluße. Man ist im Abcordenstehen auch mehrfach zurückgewandert, ausflagen und rechtferdigend. Der neue Erzbischof, dem von Königsherg Vertraulichkeit und ein gutes Einvernehmen mit seinen Vorgesetzten und evangelischen Amtsgenossen in seiner Stellung als Militärgeistlicher nachgerühmt wird, wird einen schweren Stand haben. Es hat sich unvertretbar herausgestellt, wie insbesondere die römische Geistlichkeit in ihren Landestheilen beunruhigt war, das Polnische zu beunruhigen, das Deutsche zu verdrängen, und wie sie die ihr zu Gebote stehenden Machtmittel zu diesem Zwecke verwendete. Es ist bedeutsam, wie sich der konservative Gegenpart, der in dieser Bewegung im Hintergrunde steht, geltend macht. Die Wiederherstellung eines Königreiches Polen würde eine neue gut römische Macht schaffen und würde zur Krone, den Hort des Protestantismus, ein Pfahl im Fleische werden. Es liegt in der Natur der Dinge, die Rom seit dem vatikanischen Concile eingeschlagen hat, daß die inneren Gegenstände sich immer mehr zuspitzen und auch dem unsündigen Auge immer erkennbarer werden, dem ein festgesetztes deutliches Reich mit der Grundlage der Geniefsen freierheit, wie sie uns das Evangelium lehrt, die nicht in der Freiheit vom Glauben, sondern zum Glauben besteht, die das Gewissen unwerblich unter Gottes Wort und Wahrheit bindet und dadurch erst recht frei macht, und andererseits ein Papsttum mit der unbefchränkten Geniefsen herrschaft, die es beansprucht, das hind offenbare Dinge, die sich nie werden vereinigen lassen. Man kann sich dabei gegenseitig kaum mehr verstehen und namentlich sind viele ultramontane Fäden eifrig in Bewegung, um den Leuten in den verschiedensten Formen, in Reden, Zeitungen, großen Behauptungen u. dgl. den Protestantismus zu verdächtigen; sie wollen oder können die Thatdare nicht zugeben, daß wir das

Welt an unserer geistigen Kultur, daß wir auch unsern nationalen Staat der Reformation voranden, darum heißt in allen ihren Organen der Grundgedanke wieder, daß diese nämlich die Causa aller Revolution, aller Gottlosigkeit und alles Uebels in der Welt sei und daß nur in der Rückkehr nach Gott Heil und Rettung für die im argen liegende Welt zu finden sei. Der weit verbreitete falsche religiöse sittliche Liberalismus aber, der im Grunde aller und jeder religiösen Wahrheit gleichgültig, wo nicht entgegnet und feindselig gegenübertritt und der wie Plinius nicht selten fragt: Was ist Wahrheit? ist trotz allen gelegentlichen Reaktionen über Kom denken keiner Bundesgenosse, weil ihm die in Gottes Wort ruhenden Wahren des Widersandes fehlen. Das allein ausreichende Volkswort gegen jene anarchischen, wie diese römischen Mächte, bleibt für uns der Glaube an das Evangelium selbst und an den Sohn Gottes, der allein recht frei macht.

Die freundschaftlichen Staaten der **Balkanhalbinsel** wollen sich noch immer nicht beruhigen, sondern setzen den Andringen der Großmächte fortgesetzten Widerstand entgegen. Der Fürst von **Bulgarien** hat seinen Frieden mit der Türkei gemacht, aber Ausland will seinen Einfluß nicht preisgeben und läßt darum seine Ungnade an diesen Haupten reizen, während der Fürst von **Montenegro** als getreuer Ballast in Petersburg mit Complimenten überhäuft wird. Serbien hat seine Ausflüchte noch nicht eingelegt und Griechenland erklärt bis jetzt trotz, es lasse sich nichts beschreiben, wird aber doch wohl schließlich klein beigegeben müssen.

— (Prinz Wilhelm von Württemberg) hat sich mit der Prinzessin Charlotte von Schaumburg verlobt. Darüber ist große Freude im Schwabenlande, und die Evangelischen in ganz Deutschland freuen sich mit den Württembergern. Bekanntlich ist der jetzige König Ludwigs. Und das einzige Kind seines Kronprinzen, des seit 1892 im Wittwenstande lebenden, im Schwabenland geliebten Prinzen Wilhelm ist eine achtjährige Tochter. Wie die württembergische Königinmutter auf eine katholische Seitenlinie des Herrscherhauses übergegangen. Für dieses Ereignis eroberte die mit weiten Zielen rechnende, eifrig arbeitende katholische Propaganda jetzt schon die Wege. Wenigstens hört man aus Süddeutschland die Klage, daß im evangelischen Schwabenland das katholische Beamtentum auffällig überhand nehme.

— In Baiern hat unter Zustimmung des Finanzministers der Finanzanschluß des Landtages einstimmig beschlossen, den Bahn- und Wechselwärtern, den Stationsdienern und Tagelöhnern alle 14 Tage den halben Sonntag zum Kirchenbesuch frei zu machen und dafür 120000 M zur Verbreitung der Kosten für Streckverbreitung vom Landtage zu fordern; die Staatsregierung hatte bloß 80000 M beansprucht, um jeden 3. Sonntag diese Freiheit zu bieten.

— (Seemanns-Mission.) Im Jahre 1882 haben im ganzen 39031 Seelen aus der deutschen Handelsflotte, andere Tausende dienen in der ausländischen Handelsmarine. Nach geringer Schätzung hat Deutschland 45000 seefahrende Seeleute aus dem Weltmeer. Wiewohl in Deutschland kaum eine Hand zur fremdlichen Fürsorge für sie sich gerührt. Darum ist es kein Wunder, daß viele, da sie in sich keinen festen Halt haben, und solcher ihnen von außen gar nicht geboten wird, in Deutschland und erst recht in der Fremde fast regelmäßig den sehr schweren Versuchungen der Hadesflüthe erliegen und öfters leicht und geistlich zu Grunde gehen. In den englischen Häfen ist die Fürsorge am nützlichsten und ein praktischer Anfang am natürlichsten; denn nach England allein machen die deutschen Schiffe jährlich fast 50 Male Reisen, als nach allen übrigen Häfen der Welt zusammen, z. B. im Jahre 1882: 1893, auf denen 56000 deutsche Seelen, die englischen Hadesflüthe passirt haben. Der Zentralausschuß für unsere Mission in Berlin aufmerksam gemacht auf den Nothstand unserer Seeleute, veranlaßte genauere Angaben und Bildung von Komitees für deutsche Seemanns-Mission in schottischen und englischen Häfen. Am 25. Februar v. J. versammelten sich in Liverpool Vertreter der einzelnen englischen Komitees, sowie Freunde der Sache, die kaiserlichen Konsuln der betr. Hafenorte, die Pastoren der deutschen Gemeinden in Nord-England, Vertreter großer Handelshäuser, der Schiffahrt u. a. und bildeten ein Generalkomitee für deutsche evang. Seemanns-Mission in England und Wales. Dieser neue Verein will helfen und allen Deutschen im Vaterland und im Ausland Gerechtigkeit geben, die alte Schuld vieler Unterlassungssünden an den deutschen Seeleuten abzutragen. Er hofft, durch menschenfreundliche und christliche Freigebigkeit in den Stand gesetzt zu werden, das Werk der deutschen Seemanns-Mission in England und Wales da, wo es schon besteht, nach-

haltiger zu treiben, und da, wo es noch fehlt, ins Leben zu rufen.

— E. Steiger, Inhaber der hochgeachteten Firma E. Steiger u. Co. in New-York, verbande kürzlich einen Aufruf zur Begründung einer Zeitschrift „Der Werner“, welche in alphabetischer Zusammenstellung die Titel aller zur Schulliteratur gehörenden Schriften unter Angabe des Druckorts und Verlegers mit Bemerkungen unabhängiger Kritiker — wie: Ständegedichte, unmorally, unmaßmäßig, weitwendige Sprache, schmählich, zotig u. i. v. — bringen soll. Die Zeitschrift soll die Verleger solcher Schulbücher und den Prauer Hellen, die Sortimentbuchhändler durch Kennzeichnung des Inhalts vor ihrer Beschaffung warnen und so der Verbreitung dieser Art Litteratur durch mögliches Fernhalten von buchhändlerischen Betrieben und ihrem Zustandbringen dadurch, daß sie möglichst unprofitabel gemacht wird, einen willkürlichen Damm entgegensetzen. Zu den Kosten der Ausführung melbet Herr St. einen Beitrag von 500 M an. Wir müssen dem stillherzigen Entschluß über die schaulose Art, mit welcher die betr. Litteratur fabrikt und unter Alt und Jung gebracht wird, entgegengehenden Auftrags unsere volle Zustimmung spenden. In Deutschland könnten bestehende erstere Zeitschriften eine besondere Kritik der Art unter der Ueberschrift „Der Wäner“ einführen.

— (Evangelische im Ausland.) Nach dem Protokoll, welches von der vor drei Jahren gegründeten Diapora-Konferenz über die am 8. und 10. September v. J. in Genäva gehaltenen Verhandlungen kürzlich veröffentlicht ist, sind von den Missionsanstalten in Basel, Berlin, Bernsbürg, Breslau und Kropf, sowie von verschiedenen Gesellschaften und Anstalten für innere Mission seit 1815 im ganzen 1367 Sendboten als Geistliche für auswärtige deutsche evangelische Gemeinden ausgesandt, und zwar 1267 nach Nordamerika, 50 nach Südamerika, 49 nach Australien und 3 nach Sibirien. Außerdem hat der Berliner Oberkirchenrat 105 Geistliche an solche Gemeinden in England, im Haag, in Italien, Portugal, Annamien, Orient und Aegypten ausgesandt, welche sich der preussischen Landeskirche angeschlossen. Die Diapora-Konferenz hat bereits sechs Jünglinge zur Ausbildung in Predigerseminaren nach Nordamerika geschickt und bittet um die Mittel, um wieder einen gut empfindlichen jungen Mann auszusenden zu können. Pastor Dr. Berghardt in Ulmenhof bei Gießen ist bereit, das Protokoll auf Verlangen auszuweisen und Beiträge anzunehmen.

— (Aus der römischen Missionspraxis.) Wie Dr. Warden berichtet, hat die Gesellschaft der katholischen Heidenmission ihr Arbeitsfeld mit 604 Priestern in Japan, China, Tonkin, Vorder- und Hinter-Indien belegt und dorthin seit 1876 bis 1881 nicht weniger als 1447000 Seidentücher getauft. Mit diesen Tausen ist es teilweise folgenreicher ausgegangen. Es sind besondere Schulen für „Täuferkinder“ eingerichtet, die als Kerne in den Heidenfamilien Zutritt haben und doreben taufen. Außerdem treiben Tausende von Christen und Christinnen das Geschäft des Taufens. Diese schließen sich in die heidnischen Häuser und vollziehen mit „frommem Verze“ wie sich die katholischen Jahrbücher ausdrücken, „unvermerkt“ die Taufe an den Kindern, ohne daß es die Eltern ahnen. Dies Werk erfordert viel Klugheit, schreibt der Vater Namatz, besonders wo es protestantische Heidenchristen abt. Er erzählt, daß er sich zwei ganz gleiche Flüssigkeiten halte, das eine mit woblriechendem, das andere mit Taufwasser gefüllt. Als erst von den Kindern gerufen, gieße er zu Anfang von dem ersten Flüsschen ein paar Tropfen auf die Stirn des Kindes und heiße die Mutter dieselben einreiben; dann verdauliche er heimlich die Flüssigkeiten und gieße dem Kinde Taufwasser auf die Stirn, wodurch es wieder geboren werde, ohne daß es jemand merke. Solche Geschichten erzählen die jesuitischen Mütter in Menge. Sie erklären, die Unmöglichkeit, das heilige Sacrament anders zu spenden, macht diese Art der Taufe selbst bei zweifelhafter Gültigkeit erlaubt, und bemerken nur: „Gewiß hat der Missionar seine Finger so stark eingetaucht, daß es eine hinreichende Abwaschung und somit eine gültige Taufe war.“ Der Zweo heißt die Mittel. Aber der Prophet jagt: Wehe dem, der sein Haus mit Sünden baut!

Bibelkalender.

Evang.	Matth. 20, 1-16.	Epist. 1. Cor. 9, 24-10, 5.	Wende.
Sonntag,	21. Febr.	Psalm 114.	Psalm 80.
Montag,	22. " "	Psalm 114.	Psalm 18, 1-14.
Dienstag,	23. " "	Psalm 114.	Psalm 18, 15-35.
Mittwoch,	24. " "	Psalm 114.	Psalm 19, 1-15.
Donnerst.,	25. " "	Psalm 114.	Psalm 19, 16-30.
Freitag,	26. " "	Psalm 114.	Psalm 19, 31-34.
Sonntag,	27. " "	Psalm 114.	Psalm 1.

Gottesdienste.

Septuagesimä, 21. Febr. 1886:

Saarbrücken. Schloßkirche 9 Uhr: Vfr. Feiner. Schloßkirche 10 Uhr: Vfr. Enkel. Schloßkirche 2 Uhr: Vfr. Sidwolt. — St. Johanna. 10 Uhr: Vfr. The. 2 Uhr: Vfr. Förner. — St. Annal. 10 Uhr. — Säbingen. 2 Uhr. — Brebach. 1/2 Uhr: Sup. Jilleßen. — Sulzbach. 9 Uhr: Vfr. Wagner. 10 1/2 Uhr: Vfr. Wagner. 2 Uhr: Vfr. Wagner. — Dudweiler. 1/2 Uhr: Vfr. Trommershausen. 10 Uhr: Vfr. Eichmod. — Scheidt. 10 Uhr: Vfr. Trommershausen. — Friedriehsthal. 10 Uhr. — Neunkirchen. Untere Kirche 10 Uhr: Vfr. Niehn. Untere Kirche 3 Uhr (Jahresfest des Männer- und Jünglingsvereins): Vfr. Schimmelknecht und Wöllingen. (Die nächste Abendmahlfeier in Neunkirchen findet am 28. Febr. statt.) — Wellesweiler. 10 Uhr: Vfr. v. Scheven. — Ebersberg. 9 1/2 Uhr: Weichte. 10 Uhr: Abendmahlfeier. — Otterberg. 10 Uhr: Vfr. Simon. 1/2 Uhr: Oberpr. Sidwolt.

Neunkirchen. Dienstag, den 23. Febr. abends 8 Uhr, Bibelstunde im Vereinshaus: Vfr. v. Scheven.

Gottesdienst. Für die Mission: Frau G. in Reumt. 50 4.

Für **Veitche** in St. Kirchan: Durch Vedrer Wöllingen von Frau N. 1. K. N. 1. 30 4.

Für die arme Familie: Frau G. in Reumt. 1 4.

Verzlichen Dank! Die Redaktion.

Für d. Anhalt in Niederwäresbach: Von Fr. B. in St. Joh. durch Fr. v. 3 4. Aus dem Kollertal durch Vfr. Weber 0 50 4.

Verzlichen Dank! **Riohn, Vfr.**

Reinländer Frauen- und Jungfrauen-Verein: 24. Febr., 2 Uhr, im obern Pfarrhaus.

Bei seinem Scheiden von hier hat mir Herr **Piarré Spless** die Erlaubnis erteilt, seine Photographie (3 4 das Stück) zu verkaufen, was ich hiermit ergebenst anzeige. **Friedriehsthal**, im Februar 1886.

E. Stinshoff.

Angeborene Stellen.

Ein evang. Mädchen, das reinlich ist und gut waschen kann, wird gegen guten Lohn gesucht von

Bürgermeister Dikam in Tholen.

Ein **aussänd. Stubenmädchen,** das nähen u. bügeln kann, 3. sofort. Eintritt in e. H. Hausb. gegen guten Lohn gesucht. Adresse vermittelt durch **Freim.: Niehn, Vfr.** [49]

Gesuchte Stellen.

Für ein ev. Mädchen im 16. J. aus guter Familie wird Aufnahme am liebsten in e. Pfarrh. gesucht u. weit. Anskid. im vaußg. argen Pens. Adr. vermittelt gegen **Freim.** Niehn, Vfr. [47]

Die Tochter eines acht. Beamten vom Lande, ev., welche recht nähen kann, sucht Stelle u. Beaufsicht. v. Kindern. Adr. vern. gegen **Freim.: Niehn, Vfr.** [50]

Als **Weichen** empfehle **Rassauer** und **Ebersfelder Gesangbücher** in den verschiedensten Einbänden.

Wilh. Rupp, Buchbinder, St. Johann a/Saar. **Vahnhoffstr. 3.**



Komplette Geläute. Einzelne Glocken. Guß- und Schmiedeiserne Glockenstühle. Beste Ausführung. Billige Preise.

Die Saar- & Moselzeitung.

die billigste in Trier erscheinende Tageszeitung, ist in jeder Hinsicht allen Anforderungen zu genügen berecht. die man an ein gutes Provinzialblatt stellen kann, und verteilt in allen wichtigen Orten mit Einschluß der protestantischen Interessirn. — Ihr Preis beträgt nach auswärts nur 2,50 M. vierteljährlich.

Inserate finden vorzüglich in Trier weite Verbreitung, weil sie im „Stadlanzeiger“, der von Hans u. Hund verteilt und an den Straßenden als Blatt ange schlagen wird, gratis wiederholt.

Bestellungen auf die Saar- u. Moselzeitung nebmen alle Postämter, für Trier die Expedition, Neisßstr. 29, entgegen.

A. Wittich, Sulzbach,

fertigt Damen- und Kinder-Garderobe nach Maß. Der Macherlohn für einfache, glatte Kleider beträgt $\text{K} 2,50 - 3,00$ für Kleider mit garn. Rod $\text{K} 4,00 - 6,00$, für Kostüme $\text{K} 10,00 - 16,00$. Für solide Arbeit und guten Schnitt wird garantiert.

Anzüge für Konfirmandinnen werden von guten Stoffen zu mäßigen Preisen geliefert.

Ev. Männer- & Jünglings-Verein

Neunkirchen. Am Sonntag, den 21. Febr. er., werden wir unser **sechentes Jahresfest** zu feiern. Der Festspottendienst, in welchem Herr **Vr. Schimmelknecht** von Wöllingen die Predigt halten wird, beginnt nach 3 Uhr in der unteren Kirche; die Nachversammlung im Vereinshaus wird um 7 1/2 Uhr ihren Anfang nehmen. Alle Freunde der Vereinsfeste, namentlich auch die Brudervereine, werden zur Mitfeier herzlich eingeladen.

Neunkirchen. **N. d. Vorstands: v. Scheven, Vfr.**

Zur Beachtung!

Anfragen ohne beiliegende Freimarkte zur Rückantwort bleiben unberücksichtigt.

Die **Anzeigen-Annahmestelle:** **Neunkirchen (Trier), Riohn, Vfr.**

1500 u. 2000 K. Kirchenkapital werden gegen 1. Hypothek ausgeliehen. **Neunkirchen. Riohn, Vfr.**

H. Berker in Seesen a. Harz fabriziert allein den sich besonderer Beliebtheit erwerbenden **Holländ. Tabak 10 Pfd.** **stf. 8 4.**

Unterschiedne empfehlen sich zu allen in ihr Fach schließenden Arbeiten unter Zusicherung möglichst billiger Preise und Verwendung besten Materials. Auf gefällige Anfragen werden die Herren **Piarré Spieß** in Friedriehsthal und **Lichnod** in Dudweiler Auskunft zu erteilen die Güte haben. **Gottsbüren, Provin Ostpre.**

Gebr. Entler, Königl. Preuß. Hoforgelbauer.

Verhandt direkt vom Fabrikanten!

Louis Lückhoff in **Gnadentret** in Schlefien verleiht (stco. B. mind. 15 M Wert) jedes, auch das geringste Quantum seiner Fabrikate, als: baumwollene u. leinene Kleider, Schürzen u. Bettzeuge, Hausmacher, Zulett, Dress, weiße Leinene, baumw. Hemdenstücke, Ghiffons, gezwirnte Hosenzeuge, sowie breite Bettstücken u. Halb-leinen ohne Naht, Bartheud, Plaque, weiße u. bunte leinene Taschentücher, Handtücher, Tischtücher, Eservietten zc. zu Fabrikpreisen. Muster-SENDUNG gratis und franco

Wer von dem Hauptapothekplatz

Hamburg

gut und preiswert

Kaffee

beziehen will, wende sich an das Import- und Export Haus

Hacker & Naeve, **Samburg Nr. 3.**

Für Jäger!

Ein lutzhaariger brauner **Hühnerhund** ist — wegen Aufgabe der Jagd — zu verkaufen. Derlebe, 6 Monate alt, ist bei ausgezeichneter Suche bombestark im Vorhaken und unübertrefflich im Apportieren.

Bei weitem? sagt die Expedition dfr. Bl.

Cigarren zu $\text{K} 30$ bis 200 per Mille. **Rauchtabak** zu $\text{K} 0,80$ bis $2,00$ pr. Pfd. in guter Ware, von **15 K an gratis** empfiehlt die **Industrie der Berliner Stahlmüsser** zur Pflege und Befähigung entlassener Strafgefangener. **Berlin SW. 61. Johannistisch 6 (Paul Marschel).**